

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 1 (1936)
Heft: 4

Artikel: Die Bedeutung des Moores in unserm Volksleben [Fortsetzung und Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-859737>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Vierteljährliche Beilage zum Landschäftler
Nr. 4 1. Jahrgang Dezember 1936

Die Bedeutung des Moores in unserm Volksleben

Mieschchränz

(Fortsetzung und Schluß)

Festfreude erfüllt das Bauerndörflein. Eigentlich ist es erst die Vorfreude, welche dem bescheidenen Festchen vorausstrahlt.*) Wie sollte dies nicht sein? Seit vielen Jahren wieder einmal oder vielleicht überhaupt zum erstenmal hat das Dörflein die Ehre, der Sängerschaft des Bezirkes zu ihrem friedlichen Wettstreit Raum zu bieten. Viele Hände regen sich, den Sängerscharen einen würdigen Empfang zu bereiten. Manches Haus erhält jetzt ein neues Gewand, das schon seit Jahren nötig gehabt hätte, «abeputzt» zu werden. Abend um Abend sind die Räume des Schulhauses hell erleuchtet. Da wird gesungen, geturnt, und die Musikanten schmettern ihre Töne heraus, dass die Scheiben zittern. Und die Dorfpoeten kauen am Bleistift, ersinnen schöne Sprüche und suchen nach passenden Reimen, die dann von gottbegnadeten Schreibern fein säuberlich auf weissen Karton gezeichnet und schwarz und rot ausgemalt werden.

Jedermann strengt sich an, das Seine dazu beizutragen, dass den Gästen aus der Nähe und Ferne etwas Rechtes geboten werden kann. Begreiflich, dass ob diesem Festfieber, das vom Gemeindepräsidenten bis zum Dorfwächter alle erfasst hat, das Alltagsleben in seinem gewohnten Gang da und dort ein wenig erschüttert wird. Auch die Schulkinder bekommen dies in angenehmer Weise zu spüren.

An einem schönen Nachmittag wandern sie hinaus gegen den Wald, in langer Reihe, je zwei miteinander eine Zeine tragend. Gefolgt von den Lehrern erreichen sie bald einen bewaldeten Abhang auf der Schattenseite, wo üppige Moospolster den Boden bedecken. Und nun setzt ein Wettstreit ein, welches Paar zuerst seine Zeine gefüllt hat, wohlverstanden, nicht einfach gefüllt mit ausgerauten Moosklumpen. Nein, gründlich befreit von dürrer Laub und Tannennadeln und was

*) Wir reden hier von Zeiten, da das Jahr noch reichlich genug Sonntage hatte zur Unterbringung der verschiedenen Feste. Es war noch nicht wie heute, da auf jeden Sonntag mehrere Festanlässe fallen, die um die Gunst einer «festfreudigen» Zuschauer- oder Hörschaft werben.

sonst daran haften mag, dann hübsch «büschelet» in die Zeine gestellt, «zwo Legete» übereinander. So befiehlt es wenigstens ein Mädchen, dessen grosse Schwester «in's G'sangverein» geht. Freilich bringen es nicht alle so schön zweg, besonders den Buben geht es zu lang. Sie möchten lieber noch ein wenig im Wald herumrennen, Verstecken spielen und ihre Kletterkünste zeigen. Dort zanken sich einige darüber, welches das richtige Moos sei. Ein grosses Mädchen eifert: «Bäumlimiesch dörfet er keine neh.» und meint damit das Moos mit den feinen farnartigen Wedeln. «Näi, ebe grad Bäumlimiesch, das isch der rächt» fällt ihm ein anderes ins Wort, «im rächt e Miesch seit me Bäumlimiesch!» Schliesslich sind aber doch alle Zeinen mehr oder weniger gut und schön gefüllt. Fröhlich ziehen die Kinder dorfwärts und tragen ihren Arbeitsertrag ins Schulhaus.

An diesem Abend gibt es für die Dorfschönen keine Gesangsprobe, da wird «gchränzet». Viele flinke Hände sind nötig, damit die Bindnerin nie müssig stehen muss. Mit langem Bindfaden, den sie schraubenlinienartig um die durch das Schulzimmer gespannte Schnur schlingt, heftet sie die unzähligen, ihr von den Kameradinnen dargebrachten «Büscheli» fest.

Andere, solche mit zarten, geschickten Posamenterhänden, formen Papierrosen aus Seidenpapier, rot, rosa, weiss und gelb. Einige verstehen es, die einzelnen Rosenblätter über eine Stricknadel zu rollen, von den Seiten her zusammenzustossen und geschickt wieder auszubreiten, so dass nachher die fertige Papierblume Blätter zeigt mit zurückgeschlagenem Rand «grad wie rächti Rose!» Mit «Pasimänderdröhtli» (feiner Stahldraht aus der Posamenterei) werden die fertigen Blumen in die Kränze geheftet. Diese wachsen in die Länge. Die Mieschhaufen schrumpfen zusammen zu armseligen bräunlichen Resten von unbrauchbarem zerzaustem oder lätzem Moos und halbvermoderten Zweiglein, Buchnüsschen und anderen Waldandenken. Unter Singen, Scherzen und Lachen enteilen die Stunden. Bis tief in die Nacht hinein währt das fröhliche Treiben.

Sonntagmorgenfrühe! Die eben aufgehende Sonne blinzelt über den Bergrücken und spiegelt sich in den Fensterscheiben des Dörfchens. Vor Verwunderung möchte sie fast stille stehen. Wie die Häusergruppen ihr so taufrisch entgegenlachen in ihrem reichen Blumenschmuck! Manch' lottriges Schöpfleins Blösse ist heute mit Tannästen sorglich verdeckt, und es freut sich des ungewohnten Papierblumenschmuckes, der ihm auf einmal zu teil geworden ist.

Am Dorfeingang aber, da stehen die Ehrentore aufgerichtet, zu beiden Seiten der Strasse eine schlanke bis weit hinauf entastete Rotanne, beide verbunden mit einer Querstange, an deren Mitte ein zierlich geschriebener Willkommgruss hängt. Der ist umrahmt von einem Mieschkranz. Ein solcher windet sich auch die beiden Tannenstämme hinauf und schlingt sich an der Querstange von einem zum andern hinüber.

Das heimelige Moos mit seinem weichen Grün hilft mit, dem Festchen Farbe und Wärme zu verleihen.

Auch bei kirchlichen Feiern kamen Mooskränze zur Verwendung zur Ausschmückung des Gotteshauses. Ich erinnere mich noch gut, wie noch lange Zeit nach der Installation oder Trauung eines Pfarrherrn die Kanzel, das zu ihr hinaufführende Treppengeländer und die Brüstung der Empore mit dunkelgrünen (gefärbten) Moosguirlanden behangen waren.

Blumen im Winter!

Lustig wirbeln die Schneeflocken hernieder und hüllen Dorf und Bach, Gärten und Baumgärten leise in ein winterliches Gewand. Ab und zu fährt ein kräftiger Windstoss durch die Gassen und fegt um die Hausecken. Klatschend wirft er eine Handvoll Flocken gegen die Fensterscheiben. Doch stört das die trauliche Behaglichkeit in der warmen Stube nicht. Es belustigt nur die beiden Kleinen, die ihre Stumpfnäschen von innen gegen die Fensterscheibe pressen und den Schnee freudig begrüßen. Der Wind aber sieht sich geschlagen und wendet sich verärgert weg. Denn aus dem engen Raum zwischen Fenster und Vorfenster lacht ihm mitten in der winterlichen Eintönigkeit ein grünes Gärtchen entgegen. Ein dichtes Moospolster füllt den schmalen Raum der ganzen Länge nach aus. Es verbindet das Nützliche mit dem Angenehmen, denn einerseits verwehrt es der kalten Bise den Zutritt durch die enge Ritze zwischen Fensterbank und Vorfenster, und anderseits erfreut es das Auge. Denn da erheben sich aus dem weichen Grün rote Beerensträusse vom Waldrand und wecken in uns wehmütige Erinnerungen an die vor kurzem noch leuchtende Pracht des Herbstes. An einem anderen Fenster trotzen Strohblumen, «Strauröseli», der winterlichen Kälte. Ist es nicht, als ob ihre warmen Farben, gelb, orange und braunrot, noch etwas von der aufgefangenen Sommerwärme ausstrahlten? Ja, selbst den Frühling sucht der Schmuck eines andern Fensters vorzutäuschen! Allerdings reichen dazu die Gaben, welche die Natur uns um diese Zeit zu bieten vermag, nicht hin. Kunstfertige Hände haben farbenfrohe Blumen geschaffen: Tulipa und Stärneblueme (=Narzissen) recken sich auf hohen Stielen, vornehm und stolz, oder eigentlich fast ein wenig steif, wenn man's richtig benennen will. Aber was können schliesslich die Blumen dafür, dass man zu ihren Stielen Stäbchen von tannenen Scheitern abgespalten hat? Um diese Blösse zu verbergen, hat man die Stäbchen mit grünen Seidenpapierstreifen umwunden. Mit Siegellack sind die langen Blätter aus steifem grünem Papier daran befestigt. Sie sind der Länge nach gefalzt, damit sie sich besser aufrecht halten. Volkstümliche Kunstwerklein ihrer Art sind die Blüten, die mit dünnem Draht an den hohen Stengeln fest gemacht sind, die «Sternenblumen» aus steifem weissem Papier, sechszipflig ausgeschnitten, tragen in ihrer Mitte einen gelben Fleck, der auf ein rotes Papierchen aufgeklebt ist, das ringsum mit schmalen Rändchen vorsteht. Noch kunstvoller sind die Tulpen gestaltet. Mit viel Liebe und Sorgfalt hat man sogar die Staubfäden und den Stempel nachgebildet.

Gelegentlich sah man auch hinter Vorfenstern ganz dunkelgrünes Moos. Als ich noch nicht wusste, dass Moos künstlich gefärbt wird, da wurde mein kindliches Gemüt einmal recht bedrückt, als eine Frau, die sich an meinem Staunen über so dunkelgrünes Moos weidete, mich neckte: «Jä, du hesch eue Miesch umme nit am rächte-n-Ort g'suecht!»

Nicht jedes Haus konnte sich die Annehmlichkeit von Vorfenstern leisten, - aber doch Blumen im Winter! Auf Kommoden standen da und dort Körbchen, — wieder mit grünem Moos gefüllt. Daraus heraus leuchteten Papierrosen in mancherlei Farben oder Strohblumen und rote Beeren, vielleicht auch einmal eine stachelige Silberdistel, die man vom Spaziergang am letzten schönen Herbstsonntag mit nach Hause gebracht hatte.

Alle diese Winterblumenherrlichkeiten werden überstrahlt vom Weihnachtsbaum oder Meiebaum*), wie ältere Leute ihn nannten. Aber auch hier darf das liebe Moos in seiner bescheidenen Art mitwirken. Wie heisst es doch in einem Weihnachtslied? — «Im Gärtchen klein, im engsten Raum, wie lieblich blüht der Wunderbaum ...» Da stand auch wirklich vielerorts (und steht wohl heute noch) der Weihnachtsbaum in einem kleinen Gärtchen, das mit zierlichem Staketenhäglein eingefriedigt ist. Darin drängt sich, dicht gestopft, dunkelgrünes Moos und verdeckt das Fusskreuz des Christbaumes. Schäfchen und Hirten sind darin zerstreut aufgestellt und gemahnen uns an die heilige Nacht vor Bethlehem

Wenn Weihnachten schon halb vergessen zurücklag und dem Bachufer entlang die Weidenkätzchen silbern zu schimmern begannen, da trugen wir wieder Moos nach Hause, wohl mehr bräunliches als grünes. Aber es kam diesmal nicht so sehr darauf an. Der Osterhas, zu dessen Empfang wir die Eiernester zurechtmachten, nahm es nicht so genau!

M.

Selbstgemachtes Spielzeug im Herbst und Winter

1. Der Fahreschwanz **)

Das Jahr hindurch fanden wir Buben wohl kaum den Weg in Sammeljokebs Häuschen, oder die Mutter hätte uns denn zur Sammeljokebne geschickt, von ihrem Meerzwiebelstock ein Blatt zu holen, damit man einen bösen Finger kurieren konnte. Die gute Frau, sie gab gerne, und bereitwillig erteilte sie auch noch gerade Anleitung zum Gebrauch. Noch klingt's mir in den Ohren, wie sie mir einmal als ganz kleinem Bübchen den Zweck der Pflanze erläuterte: «Lueg eso mues me d'Bletter verchnütsche zwüsche de Fingere oder mit ime Schyt. Läng jetz dra mit im Finger, es isch echli schliferig, fascht wie Schnuder, aber es mues der nit gruuse drab. Das git die beshti Salbi, wenn me ne böse Finger het oder öbbis amene Bei.»

*) Dieser Name mag beim Aufkommen der Weihnachtsbäume auf diese übertragen worden sein vom Meienbaum, einer aufgepflanzten Tanne, dem Abzeichen der ehemaligen Meien- oder Wechselwirtschaften, in denen nur Eigengewächs ausgeschenkt werden durfte und zwar nur im Sommer. Auf den Abbildungen von Em. Büchel in Bruckners Merkwürdigkeiten sind da und dort solche Meienbäume zu erkennen.

**) Wir wählen diese Schreibweise, da sie der Sprechweise entspricht. Jonas Breitenstein schreibt mit zwei r. «Besonders freute den Christeli ausnehmend zu hören, wie tapfer die Fuhrmannen mit ihren Peitschen «klöpfen» konnten, denn er verstand auch etwas von dem Ding und hatte sich daheim von dem Hanf, den er aus der «Rätscheten» gesucht, schon manche Geissel geflochten und von Weiden schon manchen «Farrenschwanz» gemacht.»